

Das Menschenbild der herkömmlichen Nationalökonomie

Der „homo oeconomicus“ und die „unsichtbare Hand“

Das Menschenbild der herkömmlichen – der klassischen und neoklassischen – Nationalökonomie ist bekanntlich das des „homo oeconomicus“. Dieser verhält sich egoistisch und rational, das heißt er versucht stets, aus den gegebenen (knappen) Mitteln einen maximalen Nutzen für sich herauszuholen.¹ Oder anders ausgedrückt: er läßt sich in vernünftiger Weise durch seine Eigenliebe leiten.

Dabei sind sich die Ökonomen allerdings bewußt, daß der „homo oeconomicus“ eine Abstraktion bzw. eine Konstruktion ist. Man verwendet dieses Konstrukt aber, „als ob“ er den wirklichen Menschen repräsentiere, in der Meinung, daß die ökonomischen Zusammenhänge sich mit diesem Konstrukt am besten erklären lassen. Es ermöglicht insbesondere Gesetzmäßigkeiten aufzustellen, weil unter dieser Voraussetzung bei allen Menschen „konsistente Ziele vorliegen und ... es eine Meßlatte für schlechtere und bessere Mittel bei alternativen Verwendungsmöglichkeiten gibt.“²

Eine solche Konsistenz ist nicht mehr gegeben, wenn man zugesteht, daß der Mensch altruistische, ethische Ziele verfolgt, allerdings auch nicht, wenn ihn andere Motive wie Ehrgeiz, Machtgier oder sexuelle Begehren leiten.³ „So wird (in der Nationalökonomie) Habgier zu einer ‚privilegierten‘ Leidenschaft“.⁴

Diese Erklärung für die Wahl des „homo oeconomicus“ als dem Pfeiler, auf den die ökonomische Wissenschaft aufbaut, genügt aber nicht.

Eigennützig handeln heißt ja auch, unter Ausnutzung aller legalen Mittel über einen möglichst großen und immer größeren Teil der vorhandenen (knappen) Ressourcen verfügen und dadurch den Anteil, der den anderen

übrig bleibt, schmälern zu wollen. Wenn daraus entweder ein Krieg aller gegen alle oder eine dauernde Übervorteilung der (wirtschaftlich) Schwächeren durch die (wirtschaftlich) Stärkeren resultieren würde, dann könnte sich die Nationalökonomie nicht einfach damit begnügen zu schildern, was aus diesem Prozeß des Sich-gegenseitig- oder auch des Einseitig-Schädigens bzw. Einseitig-geschädigt-werdens resultiert. Man könnte zwar sagen, daß die Wissenschaft nur dazu aufgerufen und überhaupt nur dazu befugt ist, „wertfrei“ zu erkennen, was geschieht, und die Resultate dieses Geschehens zu analysieren. Diese Auffassung würde aber keineswegs dem Anspruch genügen, der allgemein der Wissenschaft gegenüber erhoben wird und für die die Wissenschaftler – notabene – auch von der Öffentlichkeit bezahlt werden, nämlich mit ihren Erkenntnissen zum Wohlergehen der Menschen beizutragen. Sicher wäre also in diesem Fall, d. h. wenn sich aus egoistischen Motiven alle gegenseitig schädigen oder eine dauernde einseitige Schädigung der einen durch die anderen erfolgt, die Nationalökonomie aufgerufen, wissenschaftlich zu untersuchen, wie diese Schädigung begrenzt und das Gemeinwohl gefördert werden kann. Sie müßte insbesondere auch diejenigen Motivationen im Menschen zur Geltung kommen lassen, die nicht auf der Maximierung des Eigennutzens beruhen – unabhängig davon, ob sich dabei ideale Gesetzmäßigkeiten ergeben oder nicht.

Die Reduktion des wirtschaftlichen Menschen auf den „homo oeconomicus“ kann sich also nicht (nur) damit begründen lassen, daß sich auf diese Weise elegantere und in sich konsistente Modelle konstruieren lassen. Sie kann sie vielmehr nur durch die Behauptung rechtfertigen, daß das Aufeinanderwirken der vielen Egoisten in der Summe schließlich doch

zu einer Förderung des Gemeinwohls und nicht zu einer Schädigung, einer gegenseitigen oder einseitigen Schädigung führe. In Tat und Wahrheit ist diese Rechtfertigung auch die entscheidende. Sie ist verbunden mit der vom Begründer der klassischen Nationalökonomie, von *Adam Smith*, so genannten „*unsichtbaren Hand*“. Ihr gemäß wird jeder trotz seiner ausschließlich auf den Eigennutz gerichteten Handlungsweise im Endeffekt dazu beitragen, daß nicht nur er, sondern alle – auch die unmittelbar Geschädigten – von seinem eigennützigem Streben, von seiner Habgier profitieren.

Das heißt: das Menschenbild des „*homo oeconomicus*“ steht in einem unmittelbaren und notwendigen Zusammenhang mit der „*unsichtbaren Hand*“. Nur unter der Voraussetzung einer solchen prästabilisierten Harmonie kann die Nationalökonomie von allfälligen altruistischen Regungen abstrahieren. Mögen solche Regungen existieren oder nicht, es ist dann nicht weiter von Belang: die Wirtschaft ist in sich selbst ethisch und kann sich daher in ihrem Selbstverständnis auf die vom Nobelpreisträger *Milton Friedman* geprägte Formel zurückziehen: „*The business of business is business*“.

Von der Scholastik zur herkömmlichen – klassischen und neoklassischen – Nationalökonomie

Die „*unsichtbare Hand*“, die den „*homo oeconomicus*“ leitet, ihr Griff oder Zugriff, ist nun genauer zu untersuchen. Wie wird sie begründet? Was steht dahinter?

Wenn wir von Wirtschaft reden, ist die arbeitsteilige Marktwirtschaft gemeint, in der jeder auf der Basis der Eigentumsordnung, welche die primäre Zuordnung der vorhandenen Ressourcen regelt, seine eigenen Interessen verfolgen kann, dabei allerdings auch dem Wettbewerbsdruck allfälliger Konkurrenten ausgesetzt ist.

Die Marktwirtschaft hat sich seit der Antike aus dem ursprünglichen Nebeneinander selbstversorgender Wirtschaftseinheiten entwickelt, wobei allerdings früher, vor allem im Mittelalter, d. h. in der Ökonomie der Schola-

stik, in stärkerem Maße ethische Einschränkungen und korrigierende Eingriffe des Staates dafür sorgen sollten, daß auch entgegen den Marktkräften eine „*gerechte*“ Ordnung aufrechterhalten oder wiederhergestellt wird. Die Idee der Gerechtigkeit stand im Vordergrund.

Der neueren – jetzt schon herkömmlich genannten – Nationalökonomie, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert entwickelt hat, ging und geht es im Gegensatz dazu darum, die ethischen und paternalistischen Fesseln zu sprengen, welche die freie Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte hemmen. Es geht nicht mehr um Gerechtigkeit. Es geht um Reichtum. Dem pessimistischen Menschenbild der Scholastik, die von einem sündigen Menschen ausgeht, der durch ethische Ansprüche gebändigt und von zu großer Habgier abgehalten werden soll, wird ein optimistisches Bild des Menschen oder besser des Zusammenwirkens der Menschen entgegengestellt. Die Nationalökonomie, die von diesem Menschenbild ausgeht, hat daher einen eindeutig normativen Charakter, nicht weniger als die scholastische Ökonomie, von der sie abweicht. Der Unterschied ist nur: die neuere Nationalökonomie stellt nicht einzelne Postulate auf, also bestimmte Regeln für das Verhalten *des einzelnen Menschen*, mit denen er auf die *rechte* Bahn gebracht werden soll, sie ist vielmehr in toto als ganzes ein Postulat, nämlich das Postulat, alle diese Regeln aufzugeben, um dem Tüchtigen *freie* Bahn zu schaffen. Dies gilt dann *im ganzen* als die rechte Bahn. Aus dem Reichtum folgt sozusagen von allein die Gerechtigkeit: Wenn mehr da ist, kann auch mehr verteilt werden.

Dabei argumentiert die Nationalökonomie folgendermaßen: wenn jeder seine eigenen Interessen verfolgt, wird er rational, d. h. sparsam mit den ihm zur Verfügung stehenden (knappen) Ressourcen umgehen und stets versuchen, die Produktivität seiner Arbeit bzw. der von ihm beschäftigten Arbeiter, des ersparten Kapitals bzw. des ihm eigenen Bodens zu erhöhen, um billiger verkaufen zu können, und so im Wettbewerb zu bestehen. Davon profitiert in Zusammenhang mit dem Gesetz von Angebot und Nachfrage – d. h. über das

erhöhte Angebot, das zu niedrigeren Preisen und damit zu größerer Nachfrage führt – nicht nur der Einzelne, sondern die Allgemeinheit. Das Sozialprodukt wächst, der Kuchen wird größer. So kann jeder Kuchenteil *absolut* wachsen, auch wenn jeder versucht, im freien Wettbewerb seinen *Prozentanteil* zu erhöhen. Umgekehrt wird man mit marktgängigen Gütern, die knapp bleiben oder knapp werden, haushälterisch umgehen, weil sie (relativ) im Preis steigen. Dadurch wird Verschwendung verhindert. Auch dies führt zu einem möglichst hohen Sozialprodukt. Generell heißt dies: die Zuteilung der knappen Ressourcen bzw. der knappen Güter gemäß der Durchsetzung individueller Präferenzen über den Markt ist die effizienteste Art der Zuteilung. Effizienz gilt, weil es potentiell allen einen Vorteil verschafft, an sich als ethisch.

Immerhin wird in der Nationalökonomie ein gewisser Vorbehalt gegenüber einem rein egoistischen Streben gemacht: derjenige, der im Wettbewerb vorankommen will, soll – bildlich gesprochen – versuchen, als erster ans Ziel zu gelangen, aber nicht indem er anderen ein Bein stellt, sondern nur indem er schneller läuft als der andere. Das heißt: unlauterer Wettbewerb ist verpönt. Insoweit wird ein ethischer Grundkonsens vorausgesetzt, der aber in der Regel als selbstverständlich erscheint und nur am Rande thematisiert wird. Außerdem sollen auch diejenigen, die unverschuldet Not leiden – die Invaliden, Witwen und Waisen – versorgt werden. Aber das war früher Sache der Almosen, heute der Sozialpolitik, nicht eigentlich Sache der Ökonomie. Diese soll sich – dies sei nochmals betont – möglichst ungehindert entwickeln.

Dieses Postulat war – wie wir wissen – außerordentlich erfolgreich im Sinne der allgemeinen Steigerung des Wohlstands. Seine Durchsetzung hat aber auch zu großen Ungleichgewichten und Konflikten geführt, im 19. Jahrhundert vor allem die soziale und im 20. Jahrhundert die ungleichgewichtige Entwicklung in den verschiedenen Teilen der Welt sowie die ökologische Krise mitverursacht. Es besteht also durchaus immer wieder Anlaß, es

trotz seiner Erfolge zu überprüfen. Die wichtigsten Ansatzpunkte der Kritik sind dabei – abgesehen von den Marktunvollkommenheiten – die ungleiche und in diesem Sinne ungerechte Ausgangsverteilung des Eigentums sowie die Tatsache, daß nur für private Güter, die von jemandem in Eigentum genommen werden können, ein Preis verlangt werden kann, und nur für diese Güter daher eine effiziente Zuteilung über den Markt möglich ist; die Umwelt als öffentliches Gut ist im wesentlichen davon ausgeschlossen.⁵

Ich möchte vorläufig nicht näher auf die Kritik eingehen – ich komme später darauf zurück –, sondern vielmehr untersuchen, woher die normative Kraft stammt, die von der herkömmlichen Nationalökonomie und ihrem Menschenbild des „*homo oeconomicus*“ ausgeht.

Eine wissenschaftliche Beweisführung allein genügt ja nicht, um Postulate aufzustellen und wirksam werden zu lassen, denn Postulate kann man nicht beweisen. Hinter Postulaten muß immer eine Überzeugung stehen, ein Werturteil. Die Überzeugung, die hinter der herkömmlichen, d. h. der klassischen und neoklassischen Nationalökonomie steht, muß von gleicher Bedeutung und gleichem Gewicht sein wie die Überzeugung, die hinter der scholastischen Ökonomie und ihrer Gerechtigkeitsvorstellung steht, denn sie tritt ja dieser Ökonomie entgegen. Hinter dieser steht die christliche Religion. Was steht aber hinter der klassischen und neoklassischen, also der herkömmlichen Nationalökonomie?

Der „Glaube“ von Adam Smith: die Stoa

Um diese Frage zu beantworten, möchte ich von demjenigen Ökonomen ausgehen, der den *homo oeconomicus* am deutlichsten in Zusammenhang gestellt hat mit der „*unsichtbaren Hand*“, nämlich dem Erfinder des Begriffs selbst: *Adam Smith*.

Adam Smith führt den Begriff der „*unsichtbaren Hand*“ in seiner „*Theorie der ethischen Gefühle*“ ein, um deutlich zu machen, daß eine gerechte Verteilung des Bodens nicht nötig ist, denn unabhängig von seiner Verteilung werden seiner Auffassung gemäß die Eigen-

tümer des Bodens, also die Reichen, durch den Wettbewerb gezwungen, ihre Produktion zu steigern und immer mehr und billiger zu verkaufen. Dadurch würden die Armen, die bei der Verteilung des Bodens zu kurz gekommen sind, als Konsumenten begünstigt und – so behauptet *Adam Smith* – fast ebenso gut gestellt wie die Reichen. Im Wortlaut heißt es:

*„Die Reichen verzehren wenig mehr als die Armen; trotz ihrer natürlichen Selbstsucht und Raubgier und obwohl sie nur ihre eigene Bequemlichkeit im Auge haben, obwohl der einzige Zweck, welchen sie durch die Arbeit all der Tausende, die sie beschäftigen, erreichen wollen, die Befriedigung ihrer eigenen eiteln und unersättlichen Begierden ist, trotzdem teilen sie doch mit den Armen den Ertrag aller Verbesserungen, die sie in der Landwirtschaft einführen. Von einer unsichtbaren Hand werden sie dahin geführt, beinahe die gleiche Verteilung der zum Leben notwendigen Güter zu verwirklichen, die zustandegekommen wäre, wenn die Erde zu gleichen Teilen unter alle ihrer Bewohner verteilt worden wäre.“*⁶

Das Interessante ist nun, daß der eigennützigste Besitzer – der „*homo oeconomicus*“ – in diesem Zusammenhang mit Aussagen bedacht wird, die den Eigennutz geradezu als böse qualifizieren. *Smith* spricht von „*Selbstsucht und Raubgier*“ sowie von der Befriedigung „*eitler und unersättlicher Begierden*“, kurz von der Habgier, die in der scholastischen Lehre als eine Hauptsünde, also als böse gilt. Er weicht also der negativen Qualifizierung des Eigentums nicht etwa dadurch aus, daß er ihn als bloß rationales Verhalten moralisch neutralisiert.

Woher nimmt er dann aber das gute Gewissen bei seiner extremen und in seiner Überspitzen geradezu grotesken Behauptung, daß die Eigentumsverteilung des Bodens bzw. des Vermögens für das Verhältnis von Reich und Arm keine Rolle spiele? Ich behaupte: deswegen, weil er sich auf eine Weltanschauung stützen kann, welche die eigentliche Alternative zum Christentum war und ist, obwohl sich das Christentum zum Teil wieder mit ihr verbündet hat: die Philosophie der Stoa. Die Stoa war über fünfhundert Jahre – von ca. 200 Jah-

re vor Christi Geburt bis 300 Jahre danach – die Weltanschauung der gebildeten römischen Bürger. Sie gab mit ihrer universalen Ausrichtung – nämlich der Vorstellung einer allgemeinen Weltvernunft und der von ihr geschaffenen Ordnungsidee, die für alle Orte und alle Zeiten gilt – eine Rechtfertigung für die Expansionsbestrebungen des damaligen römischen Imperiums auf der Basis der Marktwirtschaft. Sie war außerdem – was die Rechtfertigung erleichterte – in ihrem Grundgehalt optimistisch, indem sie schon damals eine Vorstellung entwickelte, die der „*unsichtbaren Hand*“ *Adam Smiths* entspricht. Diesem Optimismus trat das Christentum unter der Führung *Augustins* mit der pessimistischen Idee der Erbsünde entgegen, die nur durch *Christus* überwunden werden kann. Die christliche Lehre gründet auf einem im weltlichen Bereich unauflösbaren Gegensatz von Gut und Böse. Das Christentum hatte zwar im Kampf mit der Stoa Teile der stoischen Lehre übernommen. Diese hat sich aber seit dem 17. Jahrhundert wieder selbständig gemacht unter dem Titel des Deismus, der Aufklärung und des Fortschrittglaubens, im Zusammenhang mit einem Wiederaufleben des Optimismus. Die „*unsichtbare Hand*“ *Adam Smiths* auf der Basis des „*homo oeconomicus*“ bzw. der Eigenliebe ist nichts anderes als die ökonomische Formulierung dieses Optimismus.

Die Behauptung von der stoischen Grundlage des Postulats *Adam Smiths* ist nun zu begründen. Bei *Epiktet*, dem Hauptvertreter der späteren Stoa, den er in seiner „*Theorie der ethischen Gefühle*“ oft zitiert, konnte *Adam Smith* lesen:

„Heißt das nicht, aus Eigenliebe handeln? Ist doch so die Natur jedes Wesens; es tut alles mit Rücksicht auf sich selbst.“ „*Zeus*“ hat aber gleichzeitig „*die Natur der vernünftigen Wesen so eingerichtet, daß sie keins der ihnen eigentümlichen Güter, keinen Reichtum erlangen können, wenn sie nicht zugleich etwas zum allgemeinen Nutzen beitragen. Daher ist es auch keine Sünde wider das Gemeinwohl, wenn man alles um seiner selbst willen tut.*“⁷

Adam Smith formuliert in der „*Theorie der ethischen Gefühle*“ die stoische Position noch präzisierter:

„Die alten Stoiker waren der Meinung, daß wir — da die Welt durch die alles regelnde Vorsehung eines weisen, mächtigen und gütigen Gottes beherrscht werde — jedes einzelne Ereignis als notwendigen Teil des Weltplanes betrachten sollen, als etwas, das die Tendenz habe, die allgemeine Ordnung und Glückseligkeit des Ganzen zu fördern: daß darum das Laster und die Torheiten der Menschen einen ebenso notwendigen Teil des Planes bilden, wie ihre Weisheit und Tugend; und daß sie durch jene ewige Kunst, die Gutes aus Bösem schafft, dazu bestimmt seien, in gleicher Weise für das Gedeihen und die Vollendung des großen Systems der Natur (der Vernunft) zu wirken.“⁸

Die „unsichtbare Hand“ wird hier „die ewige Kunst“ genannt, „die Gutes aus Bösem schafft“. In der Sprache der Stoa heißt sie Zeus, oder an anderer Stelle der Logos, d.h. die Weltvernunft, gemäß der die Welt so geschaffen ist, daß sie sich trotz allfälliger Unvernunft der Menschen in vernünftige Bahnen entwickelt, wenn man sich nur von den den Menschen gemäßen Natur- d.h. den Vernunftgesetzen leiten läßt. Dieser Logos — wie es *Adam Smith* selbst ausspricht — ist „Gott“, ein „weiser, mächtiger und gütiger Gott“.

In diesem Zusammenhang ist interessant, daß *Adam Smith* in der sechsten — der ersten überarbeiteten — Auflage seiner „*Theorie der ethischen Gefühle*“ nicht nur alle früheren Hinweise auf das Christentum gestrichen hat, sondern daß er auch seinem totkranken Freund *David Hume* die Bitte verweigerte, dessen letzte Schrift herauszugeben, die eine atheistische Streitschrift war. Der Atheismus beruht auf der Philosophie *Epikurs*, die in gewissem Sinne ein Konkurrenzunternehmen zur Stoa war. *Adam Smith* aber war gläubig, allerdings nicht im Sinne des Christentums, sondern eben im Sinne der Stoa. Darum strich er nicht nur alle christlichen Bezüge in seinem Werk, sondern lehnte auch die Herausgabe einer atheistischen Schrift ab.

Was ist die Konsequenz dieser Feststellung? Nichts anderes als daß die ökonomische Wissenschaft, soweit sie sich ausdrücklich oder stillschweigend auf den „*homo oeconomicus*“

und die „unsichtbare Hand“ beruft, auf der Stoa gründet. Alle Ökonomen, die ihre Wissenschaft in diesem Sinne verstehen, bilden daher eine stoische Glaubensgemeinschaft und sind somit auch — obwohl sie es in der Regel nicht wahrhaben wollen — eine Werturgemeinschaft par excellence. Auf dem stoischen Glauben — auf diesem, ich wiederhole es, optimistischen Glauben — beruht auch die große normative Kraft der ökonomischen Gesetze, die, wie vor allem das Gesetz von Angebot und Nachfrage, als Vernunft- oder Naturgesetze gelten und deswegen unabhängig von ihrer konkreten Wirksamkeit bzw. Gültigkeit im einzelnen generell „geglaubt“ werden.

Die „unsichtbare Hand“ des Mephistopheles

Wenn mein Vortrag eine Abhandlung wäre, würde ich nun die stoische Position noch verdeutlichen und mit weiteren Zitaten — vor allem von *Panaitios*, dem Erfinder des Humanitäts-Begriffs, und *Cicero* — untermauern. In diesem Vortrag möchte ich es bei der kurzen Begründung meiner These bewenden lassen, um statt dessen aufmerksam zu machen auf eine bemerkenswerte Stellungnahme zum „*homo oeconomicus*“ und zur „unsichtbaren Hand“, die, obwohl die entsprechende Aussage von einem berühmten Autor stammt und oft zitiert wird, doch bisher nicht als eine solche Stellungnahme erkannt wurde. Sie wirft ein ganz besonderes Licht auf die *Adam Smith'sche* bzw. stoische Position und bildet eine gute Grundlage für eine generelle Reflexion über die Gültigkeit oder Nicht-Gültigkeit der „unsichtbaren Hand“. Es handelt sich um zwei Verse im „*Faust*“ von *Goethe*. Dabei geht es um die Antwort des *Mephistopheles*, den, als er sich gerade als des Pudels Kern entpuppt hat, *Faust* fragt, wer er, *Mephistopheles*, eigentlich sei. *Mephistopheles* erste Antwort lautet:

„Ich bin ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will, und doch das Gute schafft.“

Denken wir daran, daß *Adam Smith* bei der Schilderung der Stoa von jener „ewigen Kunst“ spricht, „die Gutes aus Bösem schafft“. Die Übereinstimmung ist frappant! Obwohl bisher nicht gesichert ist, daß *Goethe* „*Die Theorie der ethischen Gefühle*“ *Adam Smiths* ge-

lesen hat, so ist dies doch sehr wahrscheinlich, da er dessen späteres Werk „*Der Reichtum der Nationen*“ bestimmt kannte, und die „*Theorie der ethischen Gefühle*“ auch in Deutschland verbreitet war. *Lessing* zitiert sie in seinem „*Laokoon*“. Vor allem *Kant* nimmt auf sie Bezug. Aber unabhängig von der Beantwortung der Frage, ob *Goethe* die „*Theorie der ethischen Gefühle*“ selber gelesen hat oder ob die Idee der „*unsichtbaren Hand*“ sozusagen in der Luft lag, nimmt *Goethe* in der Sache zweifellos auf die *Adam Smith'sche bzw. stoische Position* Bezug.

Wie ist nun die Aussage des *Mephistopheles* zu deuten? Was will *Goethe* damit sagen? Stimmt er ihr zu oder nicht?

Auf der einen Seite leuchtet die Antwort des *Mephistopheles* unmittelbar ein. Es scheint durchaus richtig, daß der Mensch das Böse als einen Stachel braucht, um sich zu bewähren, daß auch, um im ökonomischen Bereich zu bleiben, Konkurrenz nötig ist – die Konkurrenz des egoistischen Mitbewerbers, der den anderen unterbietet und aus dem Markt drängen will –, damit alle sich anstrengen und so einen Produktionsfortschritt verwirklichen, der allen zugute kommt.

Ist also die Aussage des *Mephistopheles* von *Goethe* genau so gemeint, wie sie gesagt worden ist? Stimmt er ihr also zu? Wenn ja, verharmlöst dann aber *Goethe* nicht das Böse? *Erhart Kästner*, der große Griechenlandfahrer, befürchtet es. In seinem Buch „*Aufstand der Dinge*“ schreibt er: „*Der großmächtige, der allgegenwärtige Böse, von ihm will Neuzeit nichts wissen. Daß Neuzeit verlernt hat, an den Bösen zu glauben, das beginnt ... bei Goethes Mephisto. Mephisto, ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und doch das Gute schafft? So ungefährlich der Teufel? So unschädlich? So gemütlich? So kollegial umgänglich? So anregend? So lustig? Mephisto, Großmeister des selbstvergessenen Bösen?*“⁹

Kästner und mit ihm viele, die die Aussage über den Teufel als Bekenntnis *Goethes* werten, verkennen das wichtige Stilmittel *Goethes* im „*Faust*“: die Ironie. Man darf ja nicht vergessen, wer diese Aussage macht: der Teufel selbst.

Wenn man dies wahrnimmt, dann kann und muß sogar die Selbstdarstellung des *Mephistopheles* auch als ein besonders schlauer Trick verstanden werden, mit dem der Teufel die Menschen ins Verderben führen will. Denn wenn die Menschen auf seine Worte hereinfallen, dann glauben sie, daß sie sich nicht mehr für das Gute anstrengen müssen, und sie werden um so bedenkenloser den Sünden und dem Egoismus verfallen. So hat er ein leichtes Spiel. Die Aussage *Mephistopheles'* steht jedenfalls in direktem Widerspruch zur christlichen Lehre, die dem Menschen gebietet: du sollst Gutes tun und das Böse meiden! Insofern der Teufel selbst eine Gestalt der christlichen Religion ist, muß man auch beachten, daß in ihr der Teufel als „*Durcheinanderwerfer*“ (*Diabolus*), als der große Verführer und Täuscher geschildert wird.

Man muß auch bedenken, daß, wenn es dem Teufel ernst sein würde mit seiner Aussage, wenn sie also nicht nur ironisch gemeint wäre, er sich ja selbst aufgeben müßte; denn dann wären alle seine Anstrengungen, weil doch immer nur das Gute resultiert, umsonst. Dies ist aber offensichtlich nicht seine Meinung. Denn *Mephistopheles* bekennt auf die weitere Frage des *Faust*, wie die erste Antwort zu verstehen sei, daß er den letzten Zweck des Bösen wirklich erreichen will, nämlich die Zerstörung und Vernichtung. Er bekennt auf diese zweite Frage:

„*Ich bin der Geist, der stets verneint!*
Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
Ist wert, das es zugrunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.“

Und so wirkt sich der Pakt *Fausts* mit *Mephistopheles* auch im Drama aus: im ersten Teil kommt es zur *Gretchen*-Tragödie, im zweiten Teil werden, exemplifiziert am alten Paar *Philemon* und *Baucis*, diejenigen mit Mord und Brandstiftung vernichtet, die sich den wirtschaftlichen Plänen *Fausts*, wenn auch nur passiv entgegenstellen. Von einer „*prästabilierten Harmonie*“ im Sinne der „*unsichtbaren Hand*“ ist hier jedenfalls keine Rede.

Die Ergänzung der „unsichtbaren“ durch die „sichtbare Hand“

Goethes eigene Position läßt sich allerdings nur vollständig erfassen, wenn wir auch den Roman „*Wilhelm Meisters Wanderjahre*“ zu Rate ziehen. In ihm finden wir eine Formulierung der „*unsichtbaren Hand*“, die sich in gewisser Weise an *Adam Smiths* Umschreibung in der „*Theorie der ethischen Gefühle*“ anlehnt, diesmal mit positiver Bewertung. Dabei werden allerdings nicht die „Reichen“ und die „Armen“ miteinander konfrontiert, sondern die „Konservativen“, die an ihrem altangestammten Besitz hängen, und die „Fortschrittlichen“, die alles in neue und produktive Bewegung bringen. Es heißt in *Goethes* Roman:

„*Gewohnheit, jugendliche Eindrücke, Achtung für Vorfahren, Abneigung gegen den Nachbarn und hunderterlei Dinge sind es, die den Besitzer starr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je älter dergleichen Zustände sind, je verflochtener, je geteilter, desto schwieriger wird es, das Allgemeine durchzuführen, das, in dem es dem Einzelnen etwas nähme, dem Ganzen und durch Rück- und Mitwirkung auch jenen wieder unerwartet zugute käme.*“¹⁰

Die hier erwähnte „*Rück- und Mitwirkung*“ hat deutlich den Charakter der „*unsichtbaren Hand*“. Durch die Rück- und Mitwirkung werden die privaten Schäden geheilt, mit denen für einen Teil der Bevölkerung zuerst bei der neuen Mobilität zu rechnen ist; die Schäden werden schließlich sogar in Gewinne verwandelt.

Der Egoismus, bzw. das Streben nach Eigennutz, ist aber – und das ist entscheidend, – bei *Goethe* von vornherein als – so könnte man sagen – „*aufgeklärter*“ oder „*gemäßigter*“ Egoismus zu verstehen, der immer auch die allgemeinen Zwecke im Auge hat, und dessen Sinn im „*Streben nach Meisterschaft*“ besteht.

Programmatisch wird das Postulat aufgestellt:

„*Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoist sein, um*

nicht Egoist zu werden, zusammenhalten, damit er spenden könne.“¹³

Dieses Postulat wird zusammengefaßt in den Worten „*Besitz und Gemeingut*“. Die Präzisierung dieses Wortes zeigt, daß *Goethe* vom Streben nach Eigennutz von vornherein eine ethische Komponente einbaut: die unsichtbare Hand soll durch eine sichtbare ergänzt werden! Sonst könnte – so muß man unter Einbezug des „*Faust*“ hinzufügen – die zweite Version der Selbstdarstellung *Mephistopheles*, die Zerstörung, rasch Realität werden.

Was der Slogan: „*Besitz und Gemeingut*“ heißen soll, wird durch die Handlungsweise eines Gutsbesitzers in „*Wilhelm Meister*“ verdeutlicht. Dieser rechtfertigt sich, nachdem ihm vorgeworfen wurde, daß ihm seine Güter nicht so viel einbringen, wie sie könnten, mit folgender Erklärung:

„*Das Mindere der Einnahme betracht' ich als Ausgabe, die mir Vergnügen macht, indem ich andern dadurch das Leben erleichtere; ich habe nicht einmal die Mühe, daß diese Spende durch mich durchgeht, und sich alles wieder ins gleiche setzt.*“¹²

Was heißt das? Der Gutsbesitzer holt nicht den maximalen Ertrag aus seinem Land, weil er Pächter duldet, die nicht zu den effizientesten Landwirten gehören. Er könnte nun den Pächtern kündigen, sie dadurch in Not bringen, zur Arbeitslosigkeit und Armut verurteilen, aber aus den gesteigerten Einnahmen einen Betrag für die Sozialhilfe bzw. die Armenunterstützung, abzweigen. Er geht aber den anderen Weg, indem er auch weniger effiziente Pächter bei sich behält, und so „*das Mindere der Einnahmen als Ausgabe*“ betrachtet. Beides „*setzt sich ins Gleiche*“, d. h. in beiden Fällen ist die Bilanz ausgeglichen: höhere Einnahmen und höhere Ausgaben für die Sozialhilfe, oder geringere Einnahmen und geringere Ausgaben für die Sozialhilfe. Der zweite Weg ist gemäß *Goethe* die ethisch bessere Lösung, weil sie schon die Entstehung von Armut und Not verhindert.

Dieses Postulat läßt sich auch – das sei in Paranthese erwähnt – auf die Umwelt über-

tragen: Die Vermeidung von Umweltverschmutzung ist der Verschmutzung und den anschließenden – notwendigerweise unvollkommenen – Versuchen zur nachträglichen Umweltreinigung mit einem zusätzlichen finanziellen Aufwand vorzuziehen. Man hat dann zwar geringeren Verdienst, aber auch geringere Kosten. Vor allem aber wird die Umwelt besser geschützt.

Mit seinen ethischen Postulaten geht *Goethe* eindeutig über *Adam Smith* hinaus. Auch bei diesem ist es zwar, insbesondere wenn wir die „*Theorie der ethischen Gefühle*“ als Ergänzung zum „*Reichtum der Nationen*“ gelten lassen, verboten, den Eigennutz durchzusetzen, indem man dem anderen direkt Schaden zufügt. Man soll ihm kein Bein stellen! *Adam Smith* will keinen unlauteren Wettbewerb. Er fordert auch bestimmte Tugenden, wie vor allem diejenige der (stoischen) Selbstbeherrschung. Aber *Goethe* will mehr. Er will den aktiven Einsatz für die Gemeinschaft. Überall dort, wo der Markt ein Defizit aufweist, muß durch gemeinsame Anstrengungen versucht werden, im Rahmen der Wirtschaft selbst dieses Defizit zu mindern, auch unter Opferung des Strebens nach unbedingter Nutzen- und Gewinnmaximierung.

Die Notwendigkeit der Ethik

Diese Korrektur ist von größerer Bedeutung als es auf den ersten Blick erscheint. Um diese Aussage zu erhärten, komme ich nochmals auf die „*unsichtbare Hand*“ *Adam Smiths* zurück, diesmal aber aufgrund der Formulierung im „*Reichtum der Nationen*“. Hier heißt es:

„Da nun jedermann nach Kräften sucht, sein Kapital in der heimischen Erwerbstätigkeit und diese Erwerbstätigkeit selbst so zu leiten, daß ihr Erzeugnis den größten Wert erhält, so arbeitet auch jeder notwendig dahin, das jährliche Einkommen der Gesellschaft so groß zu machen, als er kann. Allerdings strebt er in der Regel nicht danach, das allgemeine Wohl zu fördern, und weiß auch nicht, um wieviel er es fördert. Indem er die einheimische Erwerbstätigkeit der fremden vorzieht, hat er nur seine eigene Sicherheit im Auge, und indem er diese Erwerbstätigkeit so leitet, daß ihr Produkt den

größten Wert erhalte, verfolgt er lediglich seinen eigenen Gewinn und wird in diesen wie in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, einen Zweck zu fördern, den er in keiner Weise beabsichtigt hatte. Auch ist es nicht eben ein Unglück für die Gesellschaft, daß dies nicht der Fall war. Verfolgt er sein eigenes Interesse, so fördert er das der Gesellschaft weit wirksamer, als wenn er dieses wirklich zu fördern beabsichtigt. Ich habe niemals gesehen, daß diejenigen viel Gutes bewirkt hätten, die sich den Anschein gaben, um des Gemeinwohls willen Handel zu treiben. Es ist dies tatsächlich nur eine Pose, unter Kaufleuten auch nicht sehr häufig, und es bedarf nicht vieler Worte, um sie davon abzubringen...“¹³

Diese Aussage überzeugt zweifellos durch ihre Offenheit und Ehrlichkeit; es ist eine Absage an Hypokrisie und Heuchelei. Das wirkt befreiend. Der wirtschaftliche Mensch ist sicher in hohem Ausmaß darauf ausgerichtet, sein eigenes Wohl zu fördern. Das muß man einfach zugeben. Auch *Goethe* gibt es ja, gemäß obigem Zitat, ausdrücklich zu.

Wie ist es nun aber mit der Wirkungsweise der „*unsichtbaren Hand*“ bestellt? Es ist interessant, daß kaum je nach der Gültigkeit der Argumentation von *Adam Smith* in diesem Zusammenhang gefragt wird. Dabei ist es ganz offensichtlich: wenn irgendeine Argumentation unrichtig ist bzw. sich als unrichtig erwiesen hat, dann ist es diese. *Adam Smith* sagt – ich zitiere nochmals –: „*Da nun jedermann nach Kräften sucht, sein Kapital in der heimischen Erwerbstätigkeit und diese Erwerbstätigkeit selbst so zu leiten, daß ihr Erzeugnis den größten Wert erhält, so arbeitet auch jeder notwendig dahin, das jährliche Einkommen der Gesellschaft so groß zu machen als er kann*“. Dies geschieht, „*indem er die einheimische Erwerbstätigkeit der fremden vorzieht*“. *Adam Smith* geht von einer Hierarchie der Kapitalverwendungen aus. Die Investition im Inland ist der Investition im Außenhandel und diese der Investition im Transithandel aus volkswirtschaftlichen Gründen, also im Gemeininteresse, vorzuziehen. *Adam Smith* meint nun, daß wegen der Risiken, die mit der Entfernung vom eigenen Land anwachsen, der Investor vorzugsweise im Inland

investiert, sich also von sich aus dieser Hierarchie der Kapitalverwendung beugen würde – einer Hierarchie, die zweifellos durch die moralische Beurteilung der wirtschaftlichen Tätigkeiten in der Scholastik mit dem Vorrang der Binnenwirtschaft vorgeprägt ist.

Hier irrte aber – nicht *Goethe*, sondern – *Adam Smith*. Der Reichtum Englands ist nicht in erster Linie zustande gekommen durch Arbeit und Sparsamkeit, wie sie *Adam Smith* propagierte, sondern durch Fremdenergien in Form von Wind, der die Segel der Handelsschiffe blähte und über die Meere führte – der Wind wurde später durch Kohle und dann durch Erdöl ersetzt –, sowie durch Bildung von Risikokapital in der City of London, dem Zentrum des Außen- und Transithandels, und der Möglichkeit, dieses Kapital durch Bildung von Banken und durch Papiergeldschöpfung zu vervielfachen. Das heißt: *Adam Smith* hat übersehen, daß es in der Wirtschaft nicht in erster Linie auf Arbeit, die sogenannte „*ehrliche Arbeit*“ ankommt, sondern vor allem auf Nutzung bzw. Ausbeutung der Natur und den diese Nutzung bzw. Ausbeutung ermöglichenden Geist des Menschen, daß außerdem die Natur nicht nur in der Landwirtschaft in Form des Bodens, sondern als Energie auch im Handel und in der Industrie mitwirkt, und daß der Geist des Menschen es möglich macht, durch Geldschöpfung und darauf aufbauender Kapitalbildung ein Wachstum der Produktion weit über den Arbeitseinsatz und den Einsatz ersparter Mittel hinaus zu fördern.

Dadurch wurde – es sei wiederholt – der „*Reichtum der Nationen*“ weit mehr gesteigert als es nach den – man muß fast sagen: biederen – Vorstellungen *Adam Smith*'s möglich gewesen wäre. Aber es hat auch zu den großen Weltproblemen, der Auseinanderentwicklung von reichen und armen Ländern und der Zerstörung der Umwelt geführt, die unter den *Adam Smith*'schen Bedingungen, nämlich die Bindung des Reichtums ausschließlich an Arbeit und Sparsamkeit, sich nicht oder mindestens nicht im heutigen Umfang hätten ergeben können. Angesichts dieser sich stets verstärkenden Weltprobleme kann aber die „*un-*

sichtbare Hand“ und damit der „*homo oeconomicus*“ nicht als „*der Weisheit letzter Schluß*“ gelten. Wir müssen auf die ethische Reserve, die zweifellos in jedem Menschen *auch* enthalten ist, verstärkt zurückgreifen. Dabei geht es sowohl um die Nutzung der Spielräume, die auch unter dem Gesetz von Angebot und Nachfrage den Teilnehmern am Marktprozeß belassen sind, als vor allem um die *Änderung der Spielregeln*, gemäß denen sich der Marktprozeß vollzieht. Es geht darum, diese Spielregeln so zu gestalten, daß die Diskrepanz von Arm und Reich in der Welt reduziert und die Umweltzerstörung vermieden wird, damit nicht nur der „*homo oeconomicus*“, sondern der *ganze Mensch* gedeihen und bestehen kann. Dies braucht einen ethischen Einsatz, der im Menschenbild der herkömmlichen Nationalökonomie nicht zu finden ist, sondern sich aus Motiven herleitet, die außerhalb der Wirtschaft ihren Ursprung haben.

Anmerkungen

- 1 Vgl. G. Kirchgässner, *Homo oeconomicus*, Tübingen 1992, S. 12ff.
- 2 Bernd Bievart, *Menschenbilder in der ökonomischen Theoriebildung, theoretisch-genetische Grundzüge*, in: B. Bievart, M. Held (Hrsg.), *Das Menschenbild in der ökonomischen Theorie – Zur Natur des Menschen*, Frankfurt a. M. 1991, S. 47.
- 3 Vgl. dazu Albert O. Hirschmann, *Leidenschaften und Interessen – Politische Begründung des Kapitalismus vor seinem Sieg*, Frankfurt a. M. 1980, S. 49.
- 4 Bernd Bievart, a. a. O., S. 46.
- 5 Vgl. dazu Kurt Rothschild, *Ethik und Wirtschaftstheorie*, Tübingen 1992, S. 83 ff. und Hans Ch. Binswanger, *Jürg Minsch, Theoretische Grundlagen der Umwelt- und Ressourcenökonomie – Traditionelle und alternative Ansätze*, in: von Hauff M., Schmid U. (Hrsg.), *Ökonomie und Ökologie – Ansätze zu einer ökologisch verpflichtenden Marktwirtschaft*, Schäffer-Poeschl Verlag, Stuttgart 1992, S. 41-66.
- 6 A. Smith, *Theorie der ethischen Gefühle*, übersetzt und herausgegeben von Walter Eckstein, Marburg 1985, S. 316.
- 7 Epiktet, *Teles und Musonius*, übersetzt und eingeleitet von W. Lagelle, Zürich 1948, S. 123 f.
- 8 A. Smith, a. a. O., S. 47 ff., Auszeichnung vom Verfasser.
- 9 Erhart Kästner, *Der Aufstand der Dinge*, Frankfurt a. Main, 1973, S. 248.
- 10 Goethe, *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, drittes Buch, 12. Kap.
- 11 Ebenda, erstes Buch, 6. Kap.
- 12 Ebenda, erstes Buch, 6. Kap.
- 13 A. Smith, *Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes*, übersetzt von M. Stirner. *Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister* (Vol. XI, XII 1, XII 2), Jena 1923, Bd. II, S. 199.